

# Feuilleton

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **10 (1927)**

Heft 5

PDF erstellt am: **05.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

weisen, doch muss dieser Nachweis hier unterbleiben.

In dieser Einbeziehung der Logik in das Reich der Wirklichkeit liegt beileibe keine Herabwürdigung der logischen Normen, im Gegenteil, jetzt erst werden sie für uns anwendbar und fruchtbar. Und alle diejenigen, die mit den Anforderungen der Logik an das Denken schon Ernst gemacht haben, die sich diesen eisernen Gesetzen schon unterworfen haben, wissen es und werden mir beipflichten, dass das nur zeitweilig geschehen kann; denn die Anstrengung ist eine riesige, die logischen Normen schneiden grausam ins Fleisch der frei fließenden Vorstellungen, nach kurzer Zeit stellen sich Ermüdungserscheinungen ein, auch das Bedürfnis, zum Ausgleich die Phantasie in Märchen und Sagen frei tummeln zu lassen. Wir wollen nicht boshaft sein, aber sicher liegt hier ein gut Teil Begründung, warum die Wissenschaften viele Menschen abstossen, die Religion dagegen eine so grosse Anziehungskraft ausübt. Im Bereich des religiösen »Denkens« herrscht innerhalb gewisser Dogmen wonnige Freiheit; Herzens- und Gemütsbedürfnisse erwecken bestimmte Vorstellungsreihen, und deren ungehinderter Ablauf, ohne die Hemmung durch logische Bindungen, ist eine wahre Wohltat; genau betrachtet ist heute der religiöse Mensch der »Freidenker« im eigentlichen und weitesten Sinn des Wortes.

Dr. E. H.

## Arbeiter und Freidenker.

(Von einem Gewerkschafter.)

Kürzlich hat sich im Schosse der Ortsgruppe Zürich der F. V. S. ein Gewerkschafter über Propagierung unserer Ideen in der politisch und gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft, sowie der Jugendbewegung ausgesprochen, welche zum Nachdenken veranlasst.

Als langjähriges Mitglied einer der bedeutendsten Gewerkschaften und als früheres militantes Mitglied der sozialistischen Partei möchten wir im Anschluss hieran die Gelegenheit benutzen, um unsererseits einige Gedanken zu diesem wichtigen Thema zu äussern. Vielleicht lässt sich, dadurch angeregt, gelegentlich einmal eine berufenere Feder herbei, um über das Thema »Arbeiterschaft und Freidenkertum« erschöpfend zu referieren.

Und da möchten wir zum vornherein erklären, dass wir Freidenker uns heute in bezug auf offene Unterstützung seitens der sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften keinen Illusionen hingeben dürfen, noch wollen. Sozialdemokratie wie Gewerkschaften haben in ihren Statuten den Grundsatz der religiösen Neutralität fest verankert, und man ist hüben und drüben ängstlich bestrebt, denselben vor aller Öffentlichkeit nicht zu verletzen.

Es ist wahr, vor 20 und mehr Jahren war man in diesen Kreisen schon etwas aggressiver, was einem beim Durchblät-

tern der damaligen Partei- und Gewerkschaftspresse offensichtlich in die Augen springt. An bitterem Hohn und Spott über die »feile, gefällige Dirne des Kapitals« fehlte es in deren Spalten nicht, und dies mit Recht. Der Eintritt in Partei und Gewerkschaft bedeutete zu jener Zeit, insbesondere für die jüngere Garde, den Bruch — wenn auch nicht immer offiziell — mit der Kirche. Man zuckte mitleidig über jene »Dummen« die Achseln, die trotz Partei- und Gewerkschaftsmitgliedschaft der Kirche die Treue hielten.

Zu dieser Zeit war die Sozialdemokratie noch ausschliesslich Oppositionspartei, und so liess man denn alle Minen springen, um den unaufgeklärten Arbeitern die Augen zu öffnen, und dass die Kirche bei dieser Aufklärungsarbeit ein gut Teil abbekommen hat, brauchen wir hier nicht besonders zu betonen. Nicht auf ein fragwürdiges besseres Jenseits wollen wir uns vertrösten lassen, sondern schon hienieden verlangen wir ein menschenwürdiges Dasein, Teilhabung an all den wertvollen Kulturerregenschaften und Gütern dieser Welt. So und ähnlich lauteten die Forderungen des organisierten Proletariats, welches in seinem Kampfe um den sozialen Fortschritt und bessere Existenzbedingungen in der Kirche ein starkes Bollwerk der von ihr bekämpften heutigen Gesellschaftsordnung sah.

Und heute? Ja heute ist die grosse sozialdemokratische Partei vielerorts regierungsfähig geworden, sie hat Amt und Würden zu vergeben — und wenn's am Ende auch nur Kirchenpflegerposten sind! — und sie ist sorgfältig darauf bedacht, ihre Macht zu erhalten und zu mehren. Und zu diesem Behufe ist man denn auch in kirchlichen Dingen recht zahm geworden, um die vielen kirchentreuen Mitglieder und Mitläufer nicht vor den Kopf zu stossen durch eine offene kirchenfeindliche Politik.

Wohl stösst man auch heute noch hie und da auf ein kleines witziges Entrefilet, dessen Zielscheibe die menschliche Schwäche irgend eines frommen Dieners am Wort Gottes ist, doch diese Dinge passieren zumeist in Honolulu und der Enden, also weit weg und können kaum schaden und deshalb darf man sie auch unbesehen bringen. Eine Ausnahme macht hier noch bis zu einem gewissen Grade die kommunistische Presse, deren Bedeutung in unserem Lande wir jedoch nicht überschätzen möchten.

Es lässt z. B. recht tief blicken, wenn anlässlich der im Dezember vorigen Jahres stattgefundenen Wahl eines Gerichtstatthalters des Amtes Olten-Gösgen, nach einem Bericht der »N. Z. Z.«, ein sozialdemokratischer Kantonsrat an Angehörige der katholischen Volkspartei ein Wahlzirkular verschicken konnte, mit der Aufforderung, um Himmelswillen doch ja dem Sozialisten zu stimmen, weil — man höre und staune — der freisinnige Kandidat ein Gegner der Kirche sei, usw. Also, ein Sozialdemokrat als Hüter von Thron und Altar!

Es ist zum Heulen, wenn man, wie der Schreiber in diesem Falle, es erleben muss, dass frühere zähe, aufopferungsvolle

## Feuilleton.

»Das Seelenleben der Massen«, von Dr. Jakob Ritter, betitelt sich der Leitartikel im Februarheft der »Urania«, Urania-Verlags-Ges. m. b. H., Jena.

Wir entnehmen diesem auch für unsere Leser recht interessanten Aufsatz auszugsweise einige kurze Notizen.

Der Glaube an eine Seele ist nach Bastian (engl. Mediziner, geb. 1837) ein Elementargedanke, der sich von den primitivsten bis zu den höchsten Religionssystemen findet, die nur in der Vorstellung vom Wesen der Seele voneinander abweichen. Eine Kritik der Erscheinungen des Seelenlebens dagegen finden wir schon bei Plato, Aristoteles, dem Arzt Hippokrates, den Stoikern, Epikuräern und Neuplatonikern und deren Vertiefung bei den englischen Philosophen Locke, Berkeley, Hume, Smith, Mill, Herbart. Durch die Begründung der Experimentalpsychologie erhoben Fechner und Wundt die Erforschung des Seelenlebens vom Religiös-Spekulativen zur exakten Wissenschaft. Die weitere Entwicklung führte dann zur Annäherung der Psychologie an die Ergebnisse der Anatomie, Physiologie und Biologie und zur naturwissenschaftlichen Orientierung der Seelenkunde. Nach den Forschungsergebnissen der moderneren Psychologie verschwand die Seele als separates Wesen und zeigte sich als eine gewisse Summe von rein physiologischen Nervenfunktionen. Schon nach Wundt ist sie eine Summe von Geschehnissen, also aktuell, nicht mehr substantiell.

Der Begriff »Massenseele«. Natürlich gibt es ebenso wenig eine separate Massenseele, wie es ein Massengehirn gibt. Was man mit diesem Begriff bezeichnen kann, ist lediglich ein gewisser gleichgerichteter Einfluss der Aussenwelt auf die individuellen seelischen Funktionen einer gewissen Anzahl von Menschen. In der Hauptsache beruht alles Seelenleben in den Beziehungen des Einzelnen zur Aussenwelt. Auch in der Masse kann der Einzelne auf die Einflüsse der Aussenwelt nur mit Lust- oder Unlustgefühlen reagieren. Die Stärke dieser Reaktion ist natürlich bei jedem Einzelnen wieder verschieden und variiert je nach Veranlagung, Beruf, Erziehung, Schicksalen, körperlicher Beschaffenheit etc.

Die Psyche der homogenen Masse, einer Anzahl von Einzelindividuen, die durch irgend ein gemeinsames Interesse irgendwelcher Art verbunden sind, zeichnet sich speziell in einer Steigerung der Lust- oder Unlustkonditionen des Einzelnen aus. Alles Denken, Fühlen und Wollen ist ja bewusst oder unbewusst auf Befriedigung eines Lusttriebes gerichtet. Unlustgefühle entstehen aus einer Spannung des Ich mit der Umwelt, Lustgefühle durch Beseitigung von Hemmungen des Wollens. Jede Auseinandersetzung mit der Aussenwelt bildet einen Kampf, und da ist es leicht erklärlich, wenn sich der Einzelne dabei um Mitkämpfer umsieht. »Das Bewusstsein der gleichen Orientierung im Lebenskampfe erhöht das Gefühl der Sicherheit des Einzelnen und lässt ihn in der Masse eine Quelle erhöhter Macht erblicken, die sein eigenes Machtgefühl nährt und steigert. Nur wer auch als Einzelner über eine seinem Wollen angemessene Machtsphäre verfügt, bedarf der Masse nicht, denn er benötigt keinen Impuls zur Steigerung seines Machtgefühls. In der Masse selbst aber ist dieses Gefühl nur solange herrschend,

Aufklärungsarbeit zuschanden gemacht wird, wie Ueberzeugungen über Bord geworfen werden, und dies alles um eines lumpigen Sessels willen. Solche Beispiele könnten beliebig vermehrt werden; wir erinnern nur noch an den vor nicht gar zu langer Zeit erfolgten Eintritt des ersten Baselbieter Sozialisten in die Regierung. Ein gut bürgerliches Blatt, die »Baselandschaftliche Zeitung«, schrieb nach dem Wahlausgang, nach dem Gedächtnis zitiert: »Der Sieg der Sozialisten ist vor allem darin zu suchen, weil ihr Kandidat speziell auch aus kirchlichen Kreisen grosse Unterstützung fand.« Warum, werden sich unsere Leser wohl denken können.

So wie in der Partei, so steht es auch in den Gewerkschaften. Man ist seit dem Aufkommen der christlich-sozialen Gewerkschaften, für deren sklavische Unterwürfigkeit gegenüber der Kirche auch wir Freidenker nichts übrig haben, recht vorsichtig geworden. Wenn man Tag für Tag sehen muss, wie die Christlich-Sozialen gegen die freien Gewerkschaften — in ihren Augen antikirchliche Hochburgen — agitieren und wählen, so lässt sich eben vieles begreifen, wenn auch keineswegs entschuldigend. Kein aufrichtiger Gewerkschafter wird indessen glauben, dass durch die immer und immer wieder betonte religiöse Neutralität dem Ansturm der Christlich-Sozialen und ihrer Hintermänner die Spitze gebrochen wird. Nein, denn hier geht's aufs Ganze: um die Zertrümmerung der verhassten freien Gewerkschaften, welche gerade um ihr kirchliches Desinteressement dem Klerus ein Dorn im Auge sind. Denn nicht Aufstieg, sondern Darniederhaltung der Arbeiterschaft in geistlicher und materieller Hinsicht, sie als gefügiges, willenloses Werkzeug der Kirche zu benützen, ist das Ziel dieser Kuttenträger.

Man hat seinerzeit in Arbeiterkreisen mit ehrlicher Begeisterung die sozial-religiöse theologische Richtung begrüsst. Trotz den sympathischen Vertretern derselben, wie Ragaz, Kutter, Pflüger u. a. haben wir uns hiefür nie erwärmen können, weil man damit den Versuch unternahm, in moderner Aufmachung, mit einem sozial verbrämten Mäntelchen, die Arbeiter der Kirche zu erhalten. Denn letzten Endes lief die Geschichte auf das gleiche ausgefahrene Geleise hinaus und war wesentlich geeignet, Verwirrung in deren Reihen zu tragen und die Klärung der Geister hintanzuhalten. Für die Arbeiterschaft gibt es auch in religiösen Fragen nur eine klare, unzweideutige Entscheidung. Ein Mittelding ist Unsinn.

Der Enthusiasmus für diese viel umstrittene Richtung innerhalb der Theologie ist nach unserer Wahrnehmung im Abflauen begriffen. Je länger, desto mehr steigen im denkenden Arbeiter berechnete Zweifel auf, durch eine religiöse Erneuerung von ihren tiefen sozialen Nöten erlöst zu werden. Es muss auch den hintersten Arbeiter nachdenklich stimmen, wenn, wie es schon vorgekommen ist, ein Genosse Herr Pfarrer sich mit allen Kräften dagegen wehrt, dass der Bildungsausschuss der Arbeiterunion eines grossen Industriezentrums einen Vortragsabend über die »Entwicklungstheorie« in sein Programm auf-

nimmt. Zur Ehre eines schönen Prozentsatzes der politisch und gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft darf aber hier gesagt werden, dass derselbe nach wie vor in der Kirche den grössten Hemmschuh im Kampfe um ihren kulturellen Aufstieg erblickt. Diese Einstellung soll für uns Arbeiter, die der freigeistigen Bewegung angehören, ein wertvoller Fingerzeig sein. Niemand wird uns wehren wollen, im Kreise unserer Arbeitskameraden für unsere Ideen zu werben.

Es ist eine betrübliche, aber unumstössliche Tatsache, dass, wie im alten Rom, so auch heute noch vornehmlich die wirtschaftlich Schwachen und Unterdrückten ihre Hoffnungen und ihr Heil auf die recht fragwürdigen Verheissungen auf ein besseres zukünftiges Leben nach dem Tode setzen und so in hellen Scharen den Sekten und Stündern zuströmen, die vielfach vom Unternehmertum ausgehalten werden. Dasselbe hat an einer solchen geistigen Einstellung der breiten Volksmassen ein eminentes Interesse, da es dadurch dieselben umso besser ausbeuten kann, solange man auf der Gegenseite dies gelassen als eine Fügung und Prüfung des Himmels hinnimmt. Wenn wir einmal soweit sind, dass die Arbeiterschaft sich von diesen Vorstellungen löst, so wird sie als logische Folge auch für die Bestrebungen für den Aufstieg ihrer Klasse ein weit grösseres Verständnis als bisher an den Tag legen.

Um dieses Ziel zu erreichen, brauchen wir wahrhaftig noch keine eigene proletarische Freidenkerorganisation; wenn auch dieser Gedanke ab und zu in den Köpfen von Führern und Arbeitern spuken mag, die sich zum überwältigenden Teil jedoch heute noch aus Opportunitätsgründen scheuen, offen zu ihrer innern Ueberzeugung zu stehen. Unser Land ist viel zu klein und der Acker zu steinig, als dass wir uns den Luxus einer solchen Kräftezersplitterung gestatten können.

Der Kampf um den Sittenunterricht in der Volksschule des Kantons Zürich wird Freidenker, Arbeiterschaft und weite bürgerliche Kreise zur Abwehr kirchlicher Machtgelüste auf den Plan senden. Unsere Pflicht als politisch und gewerkschaftlich organisierte Arbeiter ist, Schulter an Schulter mit den übrigen gleichgesinnten Kreisen unseres Landes den Kampf gegen starren Dogmenglauben und päffische Intoleranz mit aller Schärfe zu führen, denn der Weg aus allen hemmenden Fesseln geistiger und wirtschaftlicher Natur wird auch die Arbeiterschaft nur über die letzten Trümmer der Kirche zur lichten Höhe freien Menschentums hinaufführen. Und deshalb nochmals: »Arbeiter und Freidenker!«

L.

## Friedrich der Grosse als Freidenker und Dunkelmann.

Von K. Franke, Chemnitz.

Es ist eine alte Binsenwahrheit, dass bei vielen Menschen zwischen Wort und Tat eine weite Kluft gähnt. Solange sie sich begnügen in der grossen Masse unterzutauchen, fallen sie nicht sonderlich auf, und wir nehmen kaum Veranlassung,

als dieselbe nicht unter der unmittelbaren Einwirkung einer noch stärkeren Macht steht.« Der Einzelne reagiert also in der Masse intensiver, als wenn er allein ist. Es resultiert: Das Machtgefühl des Einzelnen wird in der Masse gesteigert. Erhöhte Sicherheit und gesteigertes Machtgefühl vermindern die Gewissenhaftigkeit und die Kontrolle über das eigene Denken. »Der Einzelne glaubt sich der anstrengenden Aufgabe einer steten gewissenhaften Ueberprüfung seiner Denkergebnisse entziehen; die Vorherrschaft seines logischen Ich scheint beseitigt; der Einzelne »geht in der Masse auf«. Mit der Herabsetzung der Denktätigkeit (nicht Denkfähigkeit), d. h. mit der Einschränkung des Bewusstseins werden mehr oder minder jene Hemmungen aufgehoben, welche das Triebleben, Leidenschaften, Affekte (das Unbewusste oder Unterbewusste) erfahren. Die Reizbarkeit ist gesteigert — nicht selten bis zur Ueberreiztheit.« Die Masse ist dann auf Triebbefriedigung eingestellt und keiner Beweisführung zugänglich. Sie ist für Bilder empfindlicher als für Worte. Daher auch der Vorsprung des Kinos vor dem Theater. Mit dem Schwinden der Kritik steigt der Glaube an Autoritäten, ans Mystische und die tanatische Unduldsamkeit. Das Bewusstsein, unter Gleichorientierten zu sein, reduziert auch das Verantwortlichkeitsgefühl des Einzelnen. Die Energie des blinden Wollens steigert sich und bringt eine steigende Reizbarkeit mit sich, die das Wollen zum Entschlusse und zur Tat macht. Daraus resultieren zum Beispiel Akte der Volksjustiz, die den Tätern, nachdem die Masse sich aufgelöst hat, selbst ein Rätsel sind.

Indessen ist das Seelenleben, auch das der Masse, wie alles in der Welt, den Naturgesetzen, also auch dem Gesetz der Trägheit, unterworfen, das sich hier als Gesetz der Gewohnheit äussert. Es

bedarf eines starken Anstosses, um den Menschen zur »Annahme neuer Denktormen zu zwingen«. Dasselbe gilt von der Beharrlichkeit des Fühlens und Wollens, die hemmend auf die Aenderung der Willensrichtung einwirken. Der gewaltige Einfluss erbter und erworbener und anerzogener Gefühle und Vorstellungen hemmen eine Neuorientierung des Fühlens und Wollens trotz der geschilderten Minderung des Verantwortungsgefühls und gesteigerter Gereiztheit. Wille, Entschluss, Aktionsbereitschaft, diese drei Intensitätsstufen latenter (verborgener) Aktionskräfte stehen eben auch unter dem Trägheitsgesetz, und es bedarf trotz allem Geschilderten eines starken Anstosses von aussen, um auch die Masse wie den Einzelnen in Bewegung zu setzen.

Massensuggestion. Die zuletzt geschilderten Umstellungen geschehen normalerweise durch das Denken, und die neue Vorstellung wird geprüft, verglichen mit vorhandenen und angepasst, bevor sie angeeignet wird. Eine starke Vorstellung kann aber auch unter Umgehung dieser Instanz gewissermassen geistig eingeschuggelt werden. Wir nennen diese »unbewusste Verwirklichung einer Idee« Suggestion. Die homogene Masse mit der herabgesetzten Denkfähigkeit und dem durch ihre Anhäufung zur gleich orientierten Masse gereizten Triebleben und verminderten Hemmungen des Bewusstseins ist natürlich für solche Suggestion besonders empfänglich. Die Suggestion beseitigt die Hemmungsfaktoren der Trägheit und löst die Aktion aus, wenn der Wille des Führers in der gleichen Richtung, wie die Stimmung der suggerierten Masse sich bewegt. Ein Wort, ein Wink kann die zur Aktion bereiten Kräfte auslösen. Mit einer Aufhebung des suggestiven Einflusses kann aber auch die Suggestion erlöschen und als natürlicher Reaktion einer völligen Verwirrung und Ohnmacht Platz machen.

uns mit ihnen besonders zu beschäftigen. Wenn sie aber als Führer des Volkes auftreten oder zu dieser Rolle berufen sind und deshalb auch von der breiten Masse gefeiert werden, so haben wir doch allen Grund, ihre Führereigenschaften etwas unter die Lupe zu nehmen.

Die Person Friedrichs des Grossen bietet in dieser Richtung recht bemerkenswerte Anhaltspunkte, und man kommt schliesslich zu dem Ergebnis, dass der helle Glorienschein, den imperialistische Ruhmredigkeit um ihn verbreitet hat, doch etwas verblasst, wenn man Friedrichs religionsphilosophische Anschauungen mit seinen kulturpolitischen Taten in Parallele stellt.

Es gibt wenige Staatsmänner, die der Philosophie ein so tiefes Interesse entgegengebracht haben, als Friedrich der Grosse, der Philosoph von Sanssouci. Seine Neigung zur Philosophie war so gross, dass er während der Feldzüge nicht nur mit den geistvollen Männern seiner Zeit in Briefwechsel stand, sondern auch umfangreiche philosophische und religionsgeschichtliche Studien trieb. So wird berichtet, dass er während der langwierigen Belagerung von Schweidnitz die 36bändige Kirchengeschichte von Fleury durchgearbeitet habe.

Diese hinreissende Neigung zur Philosophie ist ihm eigen geblieben bis zu seinem Lebensende. Leider ist über Friedrichs religionsphilosophische Anschauungen nur wenig geschrieben worden, während seine Feldzüge ausführlich gewürdigt worden sind. Offenbar liegt es nicht im staatlichen Interesse, diesen grossen Freidenker dem Volke näher vor Augen zu führen, und so haben auch die Geschichtsschreiber von dieser Seite Friedrichs nur wenig Notiz genommen. Wenn man aber neuerdings begonnen hat, Friedrichs Heldengestalt neben Schiller und Goethe auf deutschen Briefmarken zu verewigen, so wollen wir der Objektivität halber seine religionsphilosophischen Ansichten nicht ganz unerwähnt lassen.

Schon als Kronprinz gab sich Friedrich mit Eifer dem Studium der Wolff'schen Schriften hin. Seinem Vater freilich waren diese Neigungen gar nicht angenehm, und als Friedrich bei ihm der Irreligiosität verdächtigt wurde, war er höchst aufgebracht, beruhigte sich aber bald wieder, da die vortreffliche Haltung des kronprinzlichen Regiments und die langen Rekruten, die der Sohn seinem Vater für schweres Geld zu beschaffen bemüht war, dem Vater stärkere Beweismomente waren. Eine der ersten Regierungshandlungen war die Rückberufung Wolffs, der am 8. November 1723 von Friedrich Wilhelm I. seines Amtes entsetzt worden war und binnen 48 Stunden Halle und die gesamten königlichen Lande hatte räumen müssen. Wolff hatte in einer Prorektoratsrede die Moralphilosophie der Chinesen gerühmt und in der Tatsache ihrer reinen Sittenlehre einen Beweis dafür gefunden, dass die Vernunft die sittlichen Wahrheiten aus eigener Kraft und ohne Beihilfe einer höheren Offenbarung durch die blosser Betrachtung der menschlichen Natur finden könne. Den Gegnern Wolffs gelang es, Friedrich Wilhelm I. die Gefährlichkeit dieser Lehre begreiflich zu machen.

Der oben geschilderte seelische Zustand der Masse in ihrer leichten Suggestierbarkeit, bedingt durch die Stärke der führenden Persönlichkeit, erfordern vom Führer gerade das Entgegengesetzte: erhöhtes Verantwortlichkeitsgefühl, Ruhe, Selbstbeherrschung und verschärftes Denken. Die Ueberlegenheit des Führers birgt Verlockungen für den Führer, Gefahren für die Masse in sich. »Und nur wenn die Masse in fortgesetzter harter Schulung ihr Ziel klar erfasst und jene Denkbeziehungen hergestellt und gefestigt hat, die ihren Lebensnotwendigkeiten gerecht werden, dann ist sie gesichert. Der mächtigste suggestive Einfluss wird nicht imstande sein, die einmal gefestigte Denk-, Gefühls- und Willensrichtung aus ihrer Bahn zu lenken.«

So weit der Vertasser. In Beziehung »Wir und die andern« können wir vieles daraus lernen. Kirchen und Religionen aller Schattierungen leisten in solcher Massensuggestion das Menschenmögliche. Man denke nur an den Katholizismus! Suggestion kann eben nicht nur in Worten ausgeübt werden. Die Predigt und der ganze religiöse Ritus samt allem, was drum und dran hängt, Kirchenkunst und Kirchenmusik, dies alles ist doch die grösste Massensuggestion, die in der ganzen Weltgeschichte je ausgeübt wurde. Unsere Aufgabe ist es, die von schwarzer Seite gehemmten Denkvermögen der Menschen wieder in ihre richtigen Funktionen zu bringen und so diese permanenten (dauernden) einseitigen Wirkungen aufs Unbewusste zu paralisieren (autzuheben). Andererseits müssen wir durch aufklärende Suggestion unsererseits die psychische Trägheit der Massen auftrüben und dann durch Veranlassung zum tieferen Denken diese Neuorientierung betestigen, so dass sie allen gehirnverkleisternden Suggestionseinflüssen Trotz bieten können.

Man sagte dem König, Wolff behaupte, wenn einer von des Königs grossen Grenadiere in Potsdam durchgehe, so habe der König kein Recht, ihn zu bestrafen, weil der Mann ja nur getan habe, was er seinem Schicksal gemäss habe tun müssen.

Der vertriebene Philosoph fand sofort eine Zufluchtsstätte an der Universität Marburg. Als dann Friedrich Wilhelm I. am 1. Juni 1740 die Augen schloss, fertigte der junge König bereits am 6. Juni den Auftrag zur Rückberufung Wolffs aus.

Versuchen wir nun einmal, Friedrichs philosophische Ansichten, wie sie sich unter dem Einflusse der Männer und Systeme, die auf seine Entwicklung eingewirkt haben, herausbildeten, näher kennen zu lernen. Zwei Fragen sind es in der Hauptsache, um die sich sein ganzes philosophisches Denken immer und immer wieder bewegt. Das ist die Frage nach dem Dasein Gottes und sein Verhältnis zur Welt und die Frage nach der Unkörperlichkeit und Unsterblichkeit der Seele.

Schon frühzeitig reizte ihn und seine Schwester das Uebermass mechanischer Religionsübungen, sich darüber lustig zu machen. Als sich nun später der Einfluss Bayle's und Voltaire's bemerkbar machte, brach der Glaube an die kirchlichen Dogmen und die Wunder der biblischen Geschichte vollends zusammen. Welchen Umfang dieser Zersetzungsprozess nach und nach in ihm angenommen hat, beweist die poetische Epistel an den Lord Maréchal über den Tod von dessen Bruder (1758). Friedrich sagt dort:

»Man lehrt uns, der Gott des Himmels, den der Mensch ver-  
Sei götig, sei gerecht, sei gnadenvoll; [ehrt,  
Und dennoch leiden wir.  
Wie lässt mit seinem Vatermitleid sich der Mensch vereinen,  
Auf den das Elend lastend drückt?...  
Göttergleiche Tugend hat, so wie das Höllenlaster,  
In dieser Fluches werten Welt ein gleiches Los.  
Nichts rühret diesen Gott,  
Nicht wert der Opfer,  
Nicht des Weihrauchs Wohlgeruch.  
Er ist dem Fleh'n der Menschen taub.«

In einem Brief an seine Schwester Amalie schreibt er (1760):

»Für unsere Wünsche taub, weiss diese Gottheit nichts  
Von unserer Bitt' und nichts vom Weihrauch, der ihr dampft;  
Sie strafet und belohnt uns nicht;  
Sie heftet keinen Blick auf uns, den niedern Staub.  
Die Welt, du siehst es, meine Schwester,  
Wird vom Ungefähr denn beherrscht.«

Die Natur (Gott) ist ihm jene Denkkraft, welche die Elemente mit ewigen und beständigen Eigenschaften begabt und die Bewegung unveränderlichen Gesetzen unterwirft. D'Alembert antwortet ihm hierauf, dass man dann auch genötigt sei, zuzugeben, dass Gott weder unendlich weise, noch unendlich

Was nun uns betrifft, die wir das kritische Denken nicht zu scheuen haben und nicht auf permanente Massensuggestion angewiesen sind, so wollen wir bei unserer Propagandaarbeit nicht ausschliesslich auf den immerhin trügerischen Boden der Suggestion aufbauen. Das Beispiel der Tätigkeit des verstorbenen Gesinnungsfreundes Richter zeigt, dass in solchem Falle, sobald die suggestive Einwirkung aufhört, Rückschläge unabwendbar sind, wenn das Gewonnene nicht durch vertiefte kritische Denkarbeit bearbeitet und befestigt wird.

Das eingangs erwähnte Heft der »Urania« bietet ausser dem geschilderten Artikel eine Fülle des Wissenswerten aus Naturwissenschaften, Geographie, Technik, Gesellschafts- und Gesundheitslehre.  
W. A. Ru.

## Literatur.

Hans Jüllig: »Lienhard und Gertrud«. Unser lieber Gesinnungsfreund und Redaktor Brauchlin hat in zweien seiner schönen Erzählungen den Geisterspuk und dessen Entlarvung zum Angelpunkte der Handlung gemacht. Daran, dass dieses Motiv in Pestalozzi's »Lienhard und Gertrud« keine kleine Rolle spielt, werden wir durch eine Wiener Dramatisierung des berühmten Romans erinnert, die vom Autor des prachtvollen »Stahlkönig« und anderer trefflicher Theaterstücke herrührt: von Hans Jüllig, dem hochbegabten und erfolgreichen Schwager unseres hervorragenden Ideengrossen und Vereinsmitgliedes Rudolf Broda. Die sowohl für Volks- und Jugendbühnen, als auch für »erwachsene« Theater geeignete Nachdichtung ist so gelungen, dass sich ihre Darstellung auf

mächtig sei, weil — zum Unglück der armen Menschen — gar viel daran fehlt, dass diese traurige Welt die beste aller möglichen Welten sei. Wir kämen am Ende dahin, in dem Weltall höchstens nur einen materiellen, eingeschränkten und abhängigen Gott zu erkennen und anzunehmen. »Ich weiss nicht, ob Gott seine Rechnung dabei findet,« meint d'Alembert am Schlusse, »sicherlich aber finden die eifrigen Anhänger der Existenz Gottes ihre Rechnung nicht dabei.«

Darauf antwortet Friedrich: »Ich bin überzeugt, dass dieses Wesen (Gott) nicht materiell sein kann, denn sonst würde es durchdringlich, teilbar und endlich sein. Sage ich: er ist Geist, so bediene ich mich eines metaphysischen Ausdrucks, den ich nicht verstehe; denke ich mir ihn nach der Erklärung der Philosophen, so sage ich etwas Ungereimtes, weil ein Wesen, welches keinen Raum einnimmt, wirklich nirgends existiert und es sogar unmöglich ist, dass ein solches Wesen da sei. Mithin gebe ich die Materie und den reinen Geist auf, und — um einigermassen einen Begriff von Gott zu haben — stelle ich mir ihn als das Sensorium des Ganzen (Weltseele), als die mit der ewigen Organisation aller existierenden Welten verbundene Denkkraft vor.«

In seiner Antwort vom 1. Februar 1771 führt d'Alembert die Gedanken Friedrichs noch weiter aus, indem er sagt: »Je mehr ich darüber nachdenke, Sire, desto mehr sehe ich zu meinem grossen Vergnügen ein, dass ich bloss in der Art meines Ausdruckes über das Dasein und die Natur des höchsten Wesens oder des Wesens, welches man Gott nennt, von Ew. Majestät verschieden bin. Ew. Majestät wollen nicht, dass es ganz materiell sei, und darin stimme ich ein. Dieselben können sich keinen Begriff von einem reinen Geiste machen, und auch darin bin ich mit Ihnen einig. Demzufolge betrachten Sie Gott als einen Geist, der mit der ewigen Organisation der existierenden Welten verbunden ist.« Aus diesem Satze, dünkt mich, folgt, dass, nach der Meinung Ew. Majestät, Gott nichts Anderes ist, als die Materie, insofern sie denkt, und ich sehe nicht, dass man etwas dawider einwenden könne, weil es einestheils gewiss ist, dass wenigstens ein Teil der Materie mit Verstand begabt ist. und weil es andernteils zudem frei steht, der Materie, insofern sie denkt, den Namen »Gott« beizulegen.«

Eine ebenso freie Meinung besass Friedrich über den Unsterblichkeitsglauben. Am 13. März 1771 schreibt er an d'Alembert: »Die Eitelkeit habe ich nicht, mir einzubilden, unsere Seele sei ein Ausfluss des grossen Wesens, mit welchem sie sich nach meinem Tode wieder vereinigen wird.« Wenige Jahre später schreibt er an Voltaire: »Ich bin vollkommen überzeugt, dass ich nicht doppelt existiere; daher sehe ich mich als ein einheitliches Wesen an.«

Brief vom 25. Januar 1767: »Nach meinem Gefühl sind die Hypothesen von einem leeren Raum und von Geistern, die ohne Körper existieren, die stärksten Verirrungen des menschlichen Verstandes.« Noch deutlicher wird Friedrich in einem Briefe vom 30. Oktober 1770, der ebenfalls an Voltaire gerichtet

den Bühnen unseres Landes sehr rechtfertigen würde. Bedeutend erhöht wird der Wert des Stückes, dessen Wiener Aufführungen grossen Anklang finden, dadurch, dass ein berühmter Wiener Dichter, Arthur Sonnleitner, Verfasser der in zahllosen Auflagen verbreiteter »Höhlenkinder«, in einer farnosen Prologszene Pestalozzi selber auf die Bühne bringt. L. K-z.

### Eingegangene Bücher.\*

*Le Traducteur*, französisch-deutsches Sprachlehr- und Unterhaltungsblatt. Es dürfte zum gleichen Zwecke schwerlich ein zweckmässigeres, besser angelegtes und billigeres Hilfsmittel geben, und wir empfehlen allen Interessenten, sich von der Reichhaltigkeit und Gediegenheit dieses Blattes selbst zu überzeugen. — Probenummer durch den Verlag des »Traducteur« in La Chaux-de-Fonds (Schweiz) kostenlos erhältlich.

*Erich Meissner*. »Weltanschauung eines Technikers«. 137 Seiten. Carl Heymanns Verlag, Berlin. 1927.

*Friedrich Huhn*. »Der Beweis vom Dasein Gottes«. 32 Seiten. Carl Heymanns Verlag, Berlin. 1927.

*Julius v. Ries, Dr. med.*, »Einige okkulte Phänomene und ihre physikalische Deutung«. 16 Seiten Grossoktav mit 4 ganzseitigen photographischen Bildern. Verlag: Paul Haupt, Bern. 1927.

\* Besprechung vorbehalten.

ist. Nachdem er die Teilnahme Voltaires am Tode seines Neffen erwähnt hat, schreibt er: »Wenn es möglich wäre, dass es nach diesem Leben etwas gäbe, so ist es sicher, dass er jetzt mehr davon wüsste, wie wir zusammen. Aber es ist sehr wahrscheinlich, dass er gar nichts weiss. Ein Philosoph meiner Bekanntschaft (selbstverständlich meint Friedrich sich selbst), ein Mann mit sehr bestimmten Ansichten, glaubt, dass wir die grosse Wahrscheinlichkeit haben, zur Gewissheit durchzudringen, dass post mortem nihil est, also nach dem Tode nichts ist.« Himmel und Hölle sind für Friedrich Vorstellungen, über die er sich gehörig lustig macht. In dem eben zitierten Briefe schreibt er: »Wenn hier ein heiliger Gerichtshof der Inquisition bestünde, würde ich versucht gewesen sein, meinen Philosophen zur Erbauung seiner Nebenmenschen rösten zu lassen, aber wir Hugenotten sind dieses süssen Trostes beraubt, übrigens hätten auch meine Kleider dabei Feuer fangen können. Ich habe also mit gepresstem Herzen mich dazu bequemt, ihm Vorwürfe zu machen. Ihr seid keine Orthodoxen, mein Freund, habe ich ihm gesagt; die allgemeinen Konzilien verdammen Euch einstimmig, und Gott der Vater, der immer die Konzilien in seiner Tasche herumträgt, um sie im Bedürfnisfalle zu befragen, wie der Doktor Tamponat sein Summarium des heiligen Thomas, Gott der Vater würde sich ihrer bedienen, um über Euch mit aller Strenge abzuurteilen.«

Mein Vernünftler, statt sich so starken Ermahnungen zu beugen, erwiderte, dass er mich beglückwünsche, den Weg nach dem Paradies und der Hölle so gut zu kennen und dass er mich inständigst bitte, die Karte jener Gegenden zu entwerfen und einen Reiseplan zu machen, um die Nachtlager der Reisenden zu bestimmen, vor allem aber, ihnen gute Gasthäuser anzuweisen.

Das hat man davon, wenn man Ungläubige bekehren will. Ich überlasse sie ihrem Schicksal und sage: »Rette sich, wer kann!« Was uns betrifft, so verspricht uns unser Glaube, dass wir direkt ins Paradies gehen werden. Nichtsdestoweniger wollen sie sich nicht beeilen, diese Reise zu unternehmen: ein Sperling in der Hand hienieden, ist mehr wert, als zehn auf dem Dache dort oben. Geben Sie Ihrer Genferischen Kolonie Gesetze, arbeiten Sie für die Ehre des Parnasses, klären Sie die Welt auf, senden Sie mir Ihre Widerlegung des Systems der Natur und empfangen Sie mit meinen besten Wünschen diejenigen aller Bewohner des Nordens und seiner Länder.«

Wie Friedrich den Unsterblichkeitsglauben hier vom rein philosophischen Standpunkte aus verurteilt, so bekämpft er ihn auch vom ethischen Standpunkte aus. Er schreibt in seinem Essay über die Eigenliebe: »Der Unsterblichkeitsglaube kann das Volk nicht bewegen, gut zu handeln; denn das lässt sich nicht durch eine entfernte Zukunft und eingebildete Dinge bestimmen.«

Von der Vergeltungstheorie, die immerfort Himmel oder Hölle in Aussicht stellt, mag er ebenfalls nichts wissen, denn er ist der Meinung, dass Strafen und Belohnungen, die wir hier für unser Handeln empfangen, völlig genügen. Friedrich der Grosse bleibt sich also ganz konsequent, wenn er an Voltaire schreibt: »Eine Gesellschaft würde nicht ohne Gesetze, aber ganz wohl ohne Religion bestehen können.«

Schärfer konnte Friedrich seine Stellungnahme zur Religion, d. h. zur Kirchenreligion, nicht kennzeichnen. Es ist deshalb auch verständlich, wenn er in der gleichen scharfen Form auch mit den Geistlichen abrechnet. Er schreibt schon als Kronprinz folgendes an Voltaire: »Was die Geistlichen anbelangt, so scheinen sie alle die gleichen zu sein, welcher Religion und welchem Volke sie auch angehören. Ihre Absicht geht immer dahin, sich eine despotische Gewalt über die Gewissen der Menschen anzumassen; das genügt, um sie zu zelotischen Verfolgern aller derer zu machen, deren edle Kühnheit die Wahrheit zu entschleiern wagt. In ihren Händen halten sie stets den Bannstrahl, um das vermeintliche Gespenst der Irreligion zu zerschmettern, gegen das sie unaufhörlich ankämpfen, wie sie behaupten, und in dessen Namen sie in der Tat die Gegner ihrer Wut und ihres Ehrgeizes bekriegen. Hört man sie jedoch, so predigen sie die Demut, eine Tugend, die sie nicht geübt haben, sie, die Diener eines Gottes des Friedens, dem sie mit einem von Hass und Ehrgeiz erfüllten Herzen dienen. Ihre so wenig der Moral angemessene Aufführung wäre nach meiner Meinung allein imstande, ihre Lehre in Verruf zu bringen.«

(Fortsetzung folgt.)